

ABDOURAHMAN A. WABERI  
TOR DER TRÄNEN

ROMAN

AUS DEM FRANZÖSISCHEN  
ÜBERSETZT VON KATJA MEINTEL

EDITION NAUTILUS

*Für Martina*

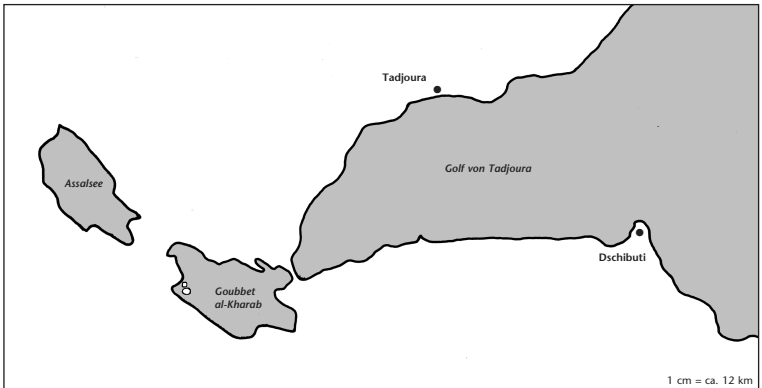
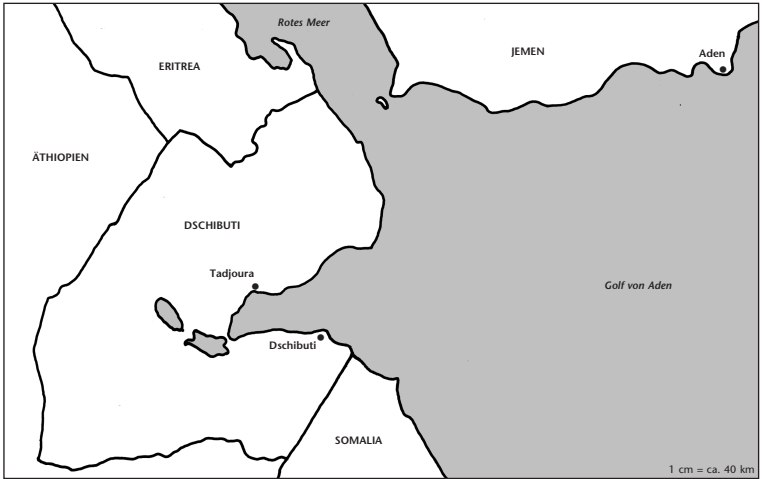
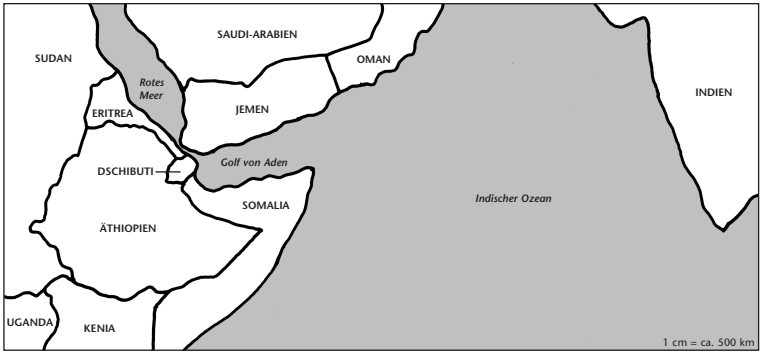
*Zur Erinnerung an den  
dschibutischen Dichter  
Omar Maalin*

»Der Weg, der zum Haus hinführt,  
ist schöner als das Haus selbst.«

MAHMOUD DARWISCH

»Jeder lässt seine Seele  
gleich der Schwalbe vor dem Gewitter  
ihre namenlosen Bahnen ziehen.«

OSSIP MANDELSTAM



# I

## DIE TEUFELSINSELN

Der Goubbet al-Kharab, dieses herrliche, indigoblaue Bassin, das an einen See erinnert, ist die äußerste Spitze des Golfs von Tadjoura, der nicht weit vom Assalsee und der Vulkanzone des Ardoukoba vor einer beeindruckenden Szenerie wüstenhafter Berge sanft ausläuft.

Im Inneren des Goubbet: die Teufelsinsel (oder, genauer gesagt, die kleinen Teufelsinseln), ein ehemals unterseeischer Krater, an dessen Gipfel man fossile Austern entdeckt hat.

## Eine lange Abwesenheit

Heft Nr. 1. Montag, 2. Oktober

Ich bin schon seit drei Tagen zurück. Berufliche Gründe haben mich nach Dschibuti heimgeführt, und nicht der Wunsch, mich an den Tisch der Nostalgie zu setzen oder alte Wunden wieder aufzureißen. Ich bin neunundzwanzig Jahre alt und habe eben einen Vertrag mit einem nord-amerikanischen Unternehmen abgeschlossen, der mir beachtliche Einkünfte verschafft. Dafür habe ich die Früchte meiner Ermittlungen abzuliefern, die den Bärenhunger meiner Auftraggeber stillen werden. Ein komplettes Dossier mit Dokumenten, Plänen, Zeichnungen und Fotos, das in kürzester Zeit im Büro in Denver, Colorado, einzugehen hat. Ich habe eine knappe Woche, um diesen Fall abzuschließen. Ich werde in kanadischen Dollars bezahlt werden, per Überweisung auf mein Konto, das wie ich in Montreal ansässig ist. Nach Ablauf der Woche bekomme ich keine Rückendeckung mehr von ihnen. Dann geht alles auf eigene Kosten. Auf eigenes Risiko, wie Ariel Klein, ihr juristischer Berater, mir mehrmals gesagt hat, wobei er seine einzige Augenbraue runzelte, die so buschig ist wie die von Frida Kahlo. Er hat mir noch viel Glück gewünscht und mich dann stehen lassen.

Mit meinem Trapperkofferchen in der Hand habe ich mich auf den Weg zum Flughafen gemacht.

Jetzt bin ich auf Mission im Land meiner Geburt, das mich nicht bei sich zu behalten vermochte. Zum Trübsinn habe ich kein Talent, das gebe ich zu. Ich mag weder Abschiede noch Wiedersehen und verabscheue jede Form von Gefühlsausbrüchen. Die Vergangenheit interessiert mich nicht so sehr wie die Zukunft, meine Zeit ist kostbar. Sie hat die Farbe der kleinen grünen Scheine. In der Welt, aus der ich jetzt komme, dehnt sich die Zeit nicht ins Nebelhafte. Zeit ist Geld. Und Geld ist, was die Welt am Laufen hält. Geld, das ist die Börse mit ihren Strömen von Pixeln, Algorithmen, Ziffern, Nahrungsmitteln, Produkten, Indizes, Ideen, Bildern, Tönen und Täuschungsmanövern, die über die Bildschirme der Welt flimmern. Geld ist der Lebensschwung des Universums, der Todesstoß des Konkurrenten und der Zugewinn des heiß begehrten Marktes.

Ich bin zurück. Auf einer Mission, die nicht schwieriger und nicht einfacher ist als irgendeine andere. Drei Tage schon lasse ich meine Augen und Ohren überall umherschweifen, um hinter die großen geheimen Machenschaften zu kommen, die vor meiner Ankunft begonnen haben. Nach dem mysteriösen Anruf am Mittwoch, dem 28. September, und vor dem Flug Montreal–Dschibuti via Paris am darauffolgenden Tag habe ich kleinste Indizien aufgespürt wie der Montangeologe, der nie um wasserführende Erdschichten und anzubohrende Ölquellen verlegen ist.

Gestern, direkt vor der in London ausgestrahlten 17-Uhr-Ausgabe der BBC-Nachrichten auf Somali, habe ich meinen ersten Bericht abgefasst:

Wenn man den Golf von Tadjoura entlangfährt, liegt irgendwo zwischen Assab und Zeilah ein Landstrich ohne Wasser. Steiniges Land, aufgewühlt von den eigensinnigen Schritten des Menschen. Aus dem prähistorischen Chaos

hervorgegangen, war es einst grüner als Amazonien. Seither hat die Sonne nicht aufgehört, sich mit der Kraft ihrer eigenen Feuersbrünste zu verjüngen. Und dann sind da seit undenklichen Zeiten die Menschen, ihre Füße überpudert vom Staub der Wanderung, während ihr Geist das Geröll der Zeit hinunterhastet. In dieser alten Gegend warten die Menschen immer auf etwas: ein Gewitter, einen Messias oder ein Erdbeben. Zum Glück gibt es den Nebel. Eine richtig dicke Suppe, die sich niedersenkt und für den ganzen Tag festsetzt. Die Menschen, nicht auf den Kopf gefallen, haben den Nebel in die Falle gelockt. Ihr System ist teuflisch. Beeindruckende siebzig Quadratmeter große Segel – ein Geschenk der amerikanischen Streitkräfte – wurden auf beiden Seiten des Strandes in einem Bereich so groß wie ein Fußballfeld aufgestellt. Sie sind nicht für ein Freilichtkino bestimmt, sondern dafür, das Nebelwasser zu sammeln. Die winzigen, in der Luft schwebenden Teilchen werden in den Maschen des Netzes gefangen, um dann in einer Regenrinne, die mit einem Rohr verbunden ist, abzufließen. Das so gewonnene Wasser wird gefiltert und von Verunreinigungen befreit. Es schmeckt gut, obwohl es reich an Natrium und Calcium ist. Der Nebel kann mehrere Liter Wasser am Tag liefern, ist aber von Natur aus unberechenbar. Es kommt vor, dass dieses launenhafte Manna den täglichen Bedarf mehrerer aus der Hauptstadt vertriebener Familien deckt. Wenn ich dem Anschein trauen kann, sind die jungen Leute hier ausgezeichnete Nebelfänger. Heft Nr. 1, Notiz Nr. 2, Sparte Klima.

Auf diese Art trage ich meine Notizen zusammen und halte meine Ausbeute in kleinformatischen, nachtblauen und von eins bis zehn durchnummerierten Moleskine-Büchlein fest. Ich hoffe, dass mir diese Notizen helfen werden, meine Untersuchung zum Abschluss zu bringen: Sobald sie zusammengestellt, nachgeprüft, analysiert und abgeglichen sind,



wird sich in der Flut der Informationen eine Leitlinie abzeichnen. Ein Plan entstehen. Meine Geldgeber werden den größten Nutzen daraus ziehen. Die Uranmagnaten, die auf die Erschöpfung der Ölreserven und die Rückkehr der in Ungnade gefallenen Atomenergie setzen, werden Milliarden von Dollar auf den Tisch legen, sobald die Schlacht um die Sicherheit gewonnen ist. Angelockt werden sie – ich zitiere aus dem Gedächtnis die ersten Worte meiner Auftragsbeschreibung – *von dieser lange vernachlässigten Region, die aufgrund ihrer Oberfläche und ihres geologischen Profils ein bedeutendes Uranpotenzial aufweist.*

Mein Auftrag besteht darin, die Stimmung vor Ort zu sondieren, mich zu vergewissern, dass das Land sicher, die Situation stabil und die Terroristen unter Kontrolle sind. Die Information ist der Pulsschlag der globalen Ökonomie in Zeiten des Krieges, ihres einträglichsten Sektors. Hunderte von dynamischen, jungen Firmen stürzen sich auf dieses Marktsegment, das seit dem 11. September von der Politik reichlich befördert wird.

Die Amerikaner waren in den letzten Jahren sehr darauf bedacht, ihre großen Wissenslücken über den Rest der Welt möglichst rasch zu schließen. Die Universitäten werben reihenweise Arabisch-, Persisch-, Lingala- und Turkmenisch-Dozenten an und richten neue Lehrstühle ein, um die verlorene Zeit aufzuholen. Unter allen von Washington aufgegebenen Aktivitäten hat die nachrichtendienstliche Informationsbeschaffung absoluten Vorrang. Dabei arbeiten natürlich nicht alle Firmen, die sich in diesen Sektor gedrängt haben, im militärgeheimdienstlichen Bereich. Manche ziehen Heerscharen von Übersetzern und Sprecher der exotischsten Sprachen zurate und schicken an die CIA und die großen militärisch-industriellen Konglomerate regelmäßig vertrauliche Informationen, die die Daten vervoll-

ständigen, die in den betreffenden Ländern von den Botschaften und den üblichen geheimdienstlichen Kanälen gesammelt werden.

Andere Firmen stellen ihre Spitzenkompetenzen gegen klingende Münze in den Dienst von Staat und Zivilschutz. Die erbitterte Konkurrenz dieser neuartigen Firmen tut ein Übriges. Die kleinen Kybernetikcracks arbeiten Hand in Hand mit den Köpfen und den Falken des Pentagons. So werden die biometrischen Messdaten der individuellen Körpermerkmale wie Gesichtszüge, Fingerabdrücke oder Iris in Algorithmen übersetzt und als Strichcode in jeden Reisepass eingetragen. Dass diese Technologie in so kurzer Zeit an sämtlichen Eingangspforten zum US-amerikanischen Staatsgebiet eingeführt werden konnte, liegt allein an der Mitwirkung dieser neuen Firmen wie der unseren, der Gesellschaft für Wettbewerbsanalyse Adorno Location Scouting mit Sitz in Denver, Colorado.

Unsere Gruppe, die sich ursprünglich auf Logistik für Filmteams und die Erkundung geeigneter Drehorte spezialisiert hatte, ist in den letzten Jahren in ihrem Marktsegment stetig gewachsen. Tausende von Bundesagenten, Angestellten von Fluggesellschaften und Hilfskräften des Zivilschutzes haben wochenlange Fortbildungen in ähnlichen Firmen absolviert. Das Ganze nennt sich Outsourcing, eine Praxis aus der Unternehmenswelt, die von staatlicher Seite bedenkenlos übernommen wurde. Die Hälfte der amerikanischen Soldaten, die im Irak aktiv sind, besteht aus Individuen, die von privaten Sicherheitsfirmen rekrutiert wurden. Sie tauchen in keiner Statistik auf. Wenn etwas schiefgeht, gibt es keine Verluste zu melden, keine Mitteilung an die Presse.

Das machen alle so. Neulich haben die Briten eben diesen Agenturen den Schutz ihrer Botschaften und Konsulate in

Kabul, Islamabad, Nairobi und anderswo übertragen. Diesen Sicherheitseinheiten, wie es in der Sprache des diplomatischen Protokolls heißt.

Und jetzt bin ich in Dschibuti, einem entscheidenden Feld auf dem sich ständig wandelnden geopolitischen Schachbrett. Aufbruch in Rekordzeit und mit dem Köfferchen in der Hand. Ziel: Informationsbeschaffung & Rentabilität. Mobilität, Diskretion und Effizienz: die drei Schlagwörter unserer Gruppe, die, das versteht sich von selbst, verdeckt operiert. Eine Gruppe, die Meister des Scheingefechts und der Simulation ist.

Ich bin zurück. Ich darf nichts dem Zufall überlassen und muss meiner Intuition vertrauen, denn durch Jahrhunderte und Felsen hindurch gibt alles hier Zeichen und Sinn. Die alltäglichste Anekdote kann sich als das fehlende Teilchen im Puzzle entpuppen. Der kleinste Hinweis zum gesuchten Sesam-öffne-dich führen. Die sichtbarsten Dinge sind oft am schwersten zu erkennen. Das erinnert mich an Edgar Allan Poes Kurzgeschichte *Der entwendete Brief*, die ich im Flugzeug hierher wieder einmal gelesen habe. Darin findet der Detektiv Auguste Dupin das Schreiben, nach dem alle Welt sucht, obwohl es offen auf dem Schreibtisch des Schuldigen liegt. Solche Dinge passieren häufiger, als man denkt.

Ich habe nur noch ein paar Tage, um meinen Fall noch vor dem Wochenende abzuschließen, und das beginnt mit dem Donnerstag, seit die Regierung vor fünfzehn, zwanzig Jahren den Kalender geändert hat, um den regionalen Mächten kundzutun, wie eilig sie es hat, zu Allahs Lager zu stoßen. Das eben erst entkolonisierte Land verließ damit den westlichen Bannkreis und seinen gregorianischen Kalender, um in den muslimischen Schoß der Ahnen zurückzukehren. Der Ahnen? Ach, lassen wir das.

Ich muss einen Gang zulegen, darf aber auch nichts übereilen, denn schließlich ist das hier keine Blitzaktion. Kein *Hit and run*, wie die Agenten vom Mossad sagen würden, zu denen wir übrigens ausgezeichnete Beziehungen unterhalten. Ich muss die Stimmung erforschen und die Natur in mich hineinlassen, es ihr erlauben, meine Empfindungen zu durchdringen, meine kognitiven Fähigkeiten zu schärfen. Ich bleibe lokalisier- und erreichbar, vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. Ich halte mich jederzeit bereit, meinem Vorgesetzten, dem Chef der Sektion Global Logistics, der um diese Uhrzeit mit Frau und Kindern Ski fahren dürfte, über den Stand meiner Mission Bericht zu erstatten.

An Schnee fehlt es in den Rocky Mountains jedenfalls nicht, dachte ich, während ich mit halbem Ohr dem Gejammer meiner Freunde aus Kindertagen zuhörte. Sie kommen grüppchenweise, mit hängenden Armen und wachsamen Augen. Sie wollen mich »nach all den Jahren, die ich weg war« sehen, sagen sie und setzen Verschwörerminen auf. Ich weiß, dass sie nicht um meiner schönen Augen willen kommen, sondern um eine Kuriosität zu begutachten: den Autochthonen, der Kanadier wurde. Und auch, um mir Geld abzuknöpfen, meist einen Schein, 2000 dschibutische Francs, also umgerechnet 12 US-Dollar. Nur einer wird nicht kommen, um bei diesem Affentheater mitzumachen: mein Bruder Dschamal, den ich seit meinem achtzehnten Lebensjahr nicht mehr gesehen habe. Er hat zu viel Stolz, um sich zu diesen Parasiten zu gesellen.

Alle ziehen sie die Nummer vom armen Tropf ab, der sich mit Mühe und Not über Wasser hält: Sie sind zwar tapfer, haben aber einfach kein Glück; sie stehen zwar im Morgengrauen auf, haben aber keine Chance gegen Vetternwirtschaft, Arbeitslosigkeit und alle Ungerechtigkeiten der Welt.

Alle kommen sie daher wie traurige Clowns und lieben es, über ihr Schicksal zu klagen. Das einzige Recht, von dem sie Gebrauch machen wollen, ist das, die Klappe zu halten oder aber das Land so schnell wie möglich zu verlassen. Ich höre ihnen mit nicht mal einem halben Ohr zu und mache mir nebenher weiter Notizen für meine Untersuchung.

Ich habe ein geübtes Auge, wenn es darum geht, jedes noch so kleine Detail in den Tiefen eines Gesichtes oder im Innern einer Landschaft zu erfassen. Das Härchen, das aus dem Nasenloch ragt, der alleralltäglichsste Steinhäufen im Busch – nichts darf meiner Wachsamkeit entgehen. Es gibt hier eine bemerkenswerte Anzahl verzerrter Gesichter, von Kröpfen und Tuberkulosekranken. Nie habe ich in meiner Jugend, als mein Vater und meine Mutter noch lebten, so viele von ihnen gesehen. Es gibt in der Region jetzt mehr Migrationsbewegungen und auch mehr Armut.

Ich werde dafür bezahlt, dieses Land von vorn bis hinten unter die Lupe zu nehmen. Und alles schriftlich festzuhalten, zu analysieren und, wenn nötig, einzuscannen. Dann wird jede erfasste Information immer wieder auf die Waagschale gelegt. Aus allen Perspektiven fotografiert. Jedes Negativ um das Hundert- oder Tausendfache vergrößert. Und alles unverzüglich an die Büros der Adorno Location Scouting gesandt, die, in ständiger Verbindung mit ihren Agenten auf den fünf Kontinenten, sieben Tage in der Woche vierundzwanzig Stunden am Tag geöffnet haben.

## Alif\*

Im Namen Allahs, des Barmherzigen, der voller Barmherzigkeit ist. Lob sei Allah, dem Herrscher der Welten. Dem Barmherzigen, der voller Barmherzigkeit ist, dem Herrn des Gerichtstages. Allah beten wir an, zu Allah flehen wir. Allah führt uns auf den rechten Weg, den Weg derer, die Allah mit Wohltaten überhäuft, und nicht den Weg derer, die Allah erzürnen, oder derer, die von Seinem Weg abkommen.

Oh, Fremder, wach auf!

Sperr deine Ohren auf, bevor es zu spät ist! Sieh genau hin! Sieh hin! Wir wissen, dass du zurück bist, du bist in dem Grand Hotel am Meer abgestiegen. Du bist viel unterwegs, meistens allein. Wir überwachen alles, was du tust. Wir sind hier und anderswo. Wir sind überall. Wir sind in deiner Nähe – so nah, dass wir spüren, wie sich deine Halsmuskeln zusammenziehen, deine Adern das Blut zum Gehirn pumpen und deine Schweißdrüsen die Produktion ankurbeln. Dein Ledertäschchen und dein elektronischer Schnickschnack werden dich jedenfalls nicht vor unseren Aktionen schützen. Diese werden zur gewünschten Zeit durchgeführt, wenn es dem Barmherzigen, der voller Barmherzigkeit ist, gefällt! Jede unserer Gesten, jeder unserer Schritte, jeder menschliche Atemzug und jeder Grashalm, alles existiert

\* Bestimmte Kapitel sind mit 16 der 28 Buchstaben des arabischen Alphabets versehen: Alif, Ba, Ta, Tha, Dschim, Ha, Cha, Dal, Dhal, Ra, Zain, Sin, Shin, Sad, Dad, Ta, Za, 'Ain, Ghain, Fa, Qaf, Kaf, Lam, Mim, Nun, Ha, Waw, Ya (Anmerkung des Herausgebers).

allein durch Seinen Willen. Das solltest du eigentlich wissen, wozu also soll ich dich an die Reichweite Seiner Macht erinnern?

Wir wissen, wer du bist, und bald werden wir auch wissen, warum du zurückgekommen bist. Lass mich dir in der Zwischenzeit sagen, dass ich deine Ermittlungen mit ganz besonderem persönlichen Interesse verfolgen werde.

Kaum bist du gelandet, wirfst du auch schon mit großen Geldscheinen um dich, weil du dich freikaufen, dein Schuldbewusstsein im Keim ersticken und dir selbst Substanz geben willst. Trotzdem, du warst und bist schäbig, deine Freigebigkeit bleibt auf halbem Wege stecken. Mit deiner Glatze und deiner kleinen Intellektuellenbrille lavierst du wie eine Sand Schlange. Wenn du vorhast, dich weiter wichtigzumachen, sollst du wissen, dass ich nichts bin. Nichts als ein bescheidener Diener, eine Biene in der Ordnung unserer koranischen Werte.

Ich bin nichts weiter als der Schreiber unseres sehr frommen und sehr ehrwürdigen Meisters. Ich bin der Funke, der unter dem Atem seines Wortes aufsteigt. Er und ich sind, wie es scheint, zum Tode verurteilt. Aber du dürftest ja alles über unser Schicksal wissen, nicht wahr? Wir sind in einem vollkommen isolierten Hochsicherheitsgefängnis eingesperrt, das sich auf einer verlassenem Insel am Ende des Golfs von Tadjoura befindet. Ein großer Kerl mit versiegelten Lippen schiebt uns einmal am Tag einen Teller mit weißem Reis unter der Zellentür durch. Klick, klack! Er ist unser einziger Kontakt zur Welt.

Wir sind zum Tode verurteilt, sagen sie. Wer kann einen anderen an den Galgen bringen, ohne zu wissen, dass Allah, der Allgewaltige, der alleinige Herrscher ist? Wer kann leugnen, dass unser Leben in der Hand des Ewigen liegt? Ich, ich bin nur das schwache Handgelenk meines Ehrwürdigen

Meisters. Ich schreibe nach seinem Diktat. Ich lebe schon so lange bei ihm, dass die Worte aus seinem heiligen Mund übergangslos in meine Hand fließen. Ich darf mich rühmen, ihm mit Beständigkeit und Leidenschaft zu dienen.

Du verstehst meine Entscheidung wahrscheinlich nicht. Du bist nicht von dieser Welt. Du bist nicht mehr von dieser Welt. Durch die Gnade des Allwissenden haben sich unsere Wege sehr früh getrennt. Wir verkehren nicht mit denselben Leuten; wir wohnen nicht in denselben Städten. Wir atmen nicht dieselbe Luft. Wir sind so gegensätzlich wie Tag und Nacht. Du hättest diesen Boden nie wieder betreten dürfen. Jetzt ist es zu spät. Du wirst den Kelch bis zur Neige trinken. Im Augenblick liegen andere, sehr viel wichtigere Aufgaben vor uns als der kleine Affront, den deine Rückkehr für uns darstellt. Mit dem Beistand des Barmherzigen, der voller Barmherzigkeit ist, werden wir unsere Aufgaben erfüllen.

## **Man nennt mich Dschib!**

Heft Nr. 1. Dienstag, 3. Oktober

Gestern im Morgengrauen habe ich mein Hotel, das größte des Landes, verlassen und mich aufgemacht zum Golf von Tadjoura, dem Ursprung aller maritimen Verkehrswege. Meine Verkleidung bestand nur in einem Strohhut, den ich an der Place Ménélik gekauft hatte. In der schlecht gesicherten und vom Seegang des frühen Morgens bedrängten Dau sah ich ganz aus wie der von Nostalgie ergriffene Tourist, der mit Tränen in den Augen die Reize seines Heimatlandes wie-



dersieht, das er sonst nur noch per Internet Explorer und Google Maps besucht.

Ich lege keinen Wert darauf, die Blicke auf mich zu ziehen. Ich habe meine Ausbildung in einem besonderen Sektor der internationalen Geschäftswelt erhalten. Ich gehöre zu jener neuen bindungslosen Elite, die überall zu Hause, überall fremd ist.

Die Nationalstaaten verlieren gegenwärtig an Einfluss, sind vor dem Hintergrund der Globalisierung auf dem Weg der Reprivatisierung. Sie sehen mit an, wie ganze Teile ihrer Souveränität zugunsten der Konglomerate zersplittern. Die Staaten, die sich in den Netzen der Informationsgeflechte verfangen, welche ihnen ihre Unfähigkeit, Bankdaten oder auch die Parolen von Aktivistengruppen zu kontrollieren, vor Augen führen, machen ihrerseits mobil, um sich aus dieser Schlinge zu befreien.

Ich bin dazu ausgebildet, diese Staaten zu zersetzen, sie zugunsten der multinationalen Unternehmen und ihrer Aktionäre noch mehr zu schwächen. Das ist ein lukratives Geschäft, wenn auch nicht ohne Risiko. Der Strohhut und das Blumenhemd von dem indischen Händler der Place Ménélik sind meine beste Tarnung.

An Bord der Dau habe ich *La Nation* gelesen, die einzige Zeitung im Land. Regierungsfreundlich, versteht sich. Ein zwei Tage alter Artikel spielte die Feuerstärke der islamistischen Gruppen, die das Hinterland kontrollieren, herunter. Automatisch setzte ich eine ausdruckslose Miene auf und, ohne mit der Wimper zu zucken, ertrug ich die Sticheleien des Schiffsführers, ein ausgemergelter, altersloser Typ, dabei aber sehr muskulös und knotig und geschmeidiger als eine Katze. Es wäre mir nicht eingefallen, Streit mit ihm anzufangen. Erstens muss man sich zu beherrschen wissen, seinen kühlen Kopf als Analyst bewahren. Zweitens wäre es unprofessionell

gewesen. Und drittens hätte ich riskiert, grün und blau geprügelt zu werden, denn in letzter Zeit bekomme ich nicht genug Luft.

Angesichts meines Schweigens dachte er wohl, dass ich keine der Landessprachen beherrsche. Während der ganzen zweiundvierzig Minuten Überfahrt kam mir kein Wort über die Lippen. Um Haltung zu bewahren, las ich den Artikel vom Samstag, 30. September, immer wieder von vorn.

Plötzlich sprangen alle an Land. Die Fischer und die Inselbewohner haben den Tag über wirklich noch anderes zu tun. Eine halbe Stunde später legte die Dau wieder ab, nachdem die Ladung gelöscht und das Deck mit großen Eimern Wasser gereinigt war. Ich kehrte vor Einbruch der Nacht mit demselben Schiff, das unter dem metallblauen Himmel in- zwischen vier Hin- und Rückfahrten zurückgelegt hatte, nach Dschibuti zurück.

Seltsamerweise war der streitsüchtige Schiffsführer bei der Rückfahrt nicht mehr da. Er schlief wohl in irgendeinem Hafen seinen Kat-Rausch aus oder begleitete erlebnishungrige Touristen beim Abtauchen in die Unterwasserwelt. Außer ein paar unbrauchbaren Fotos, zwei, drei Skizzen und einer Handvoll feinem Sand war meine Ausbeute auf den Teufelsinseln gleich null. Ich beabsichtigte, den Zustand der Straßen von Nahem zu begutachten, in der Bevölkerung dieses Distrikts, der für seinen Widerstand gegen die Diktate der Hauptstadt bekannt ist, die Stimmung einzufangen und ein paar Informationen über das Hochsicherheitsgefängnis zu sammeln, das in allen Unterhaltungen auftaucht.

Und doch formt sich vor diesen Inseln, wo nichts als Wind und Stille ist, in diesem Golf mit seinen gefährlichen Gewässern, ein neues Kapitel der Geschichte. Ein zweifelhaftes Kapitel, das zu der herben Schönheit dieser Steinwüsten nicht passen will. Die beiden kleinen Inseln werden ge-

meinhin die Teufelsinsel genannt, genau wie ihr berühmter Namensvetter vor der Küste Guyanas. Auch sie dienten als Bagno, allerdings in kleinerem Maßstab. Gegenwärtig aber stehen sie am Anfang eines neuen Abenteuers.

Die regionale Presse versäumt es nicht, in ihren Spalten ausführlich über die Entstehungsgeschichte dieses »außergewöhnlichen menschlichen Abenteuers« zu berichten. Wie viele Kilometer neu gebauter Depots, abgesteckter Trassen, gebohrter Tunnel, gesprengter Dünen? Wie viele Tonnen ausgehobenen Sandes, herbeigeschaffter Steine, eingeebnete Friedhöfe, umgesiedelter Familien? Wie viele Milliarden Dollar, umgerechnet in dschibutische Francs und dann verliehen, investiert oder eingetauscht? Wie viele zerschundene Hände? Wie viele Zombies mit zerschlagenem Körper, der Geist von Schimären zerfressen, halbtot auf der Strecke gelassen? Darüber gibt es keine Statistik. Nur höfliches Schweigen.

Willkommen im neuen Gewerbepark, gewünscht und entworfen von Dubai. Das Schaufenster der Vereinigten Arabischen Emirate am Horn von Afrika. Ein Hafen des Friedens mit feiner Salzkruste obendrauf. Hier jagt ein Projekt das andere. Das ist das neue Fieber, von dem das Land gepackt wird. Unter all den Projekten ist sogar ein wahrhaft pharaonisches: der Bau der längsten Brücke der Welt. Richtig, genau hier, in diesem afrikanischen Wildwest in Miniaturformat. Es ist alles schon beschlossene Sache: der Plan, das Budget, die Materialien und der Rest. Die Brücke wird, so versichert man, in weniger als zwei Jahren gebaut. Sie wird Tausende aus der Arbeitslosigkeit retten. Sie wird dem maßlosen Stolz zweier Staatschefs schmeicheln. Sie wird das Rote Meer überspannen und den Jemen mit Dschibuti oder, anders gesagt, Asien mit Afrika verbinden. Mit der Hilfe Des Kostbaren, ohne Den nichts möglich ist, wird sie über 29,5 Kilometer

Länge entstehen! Prosaischer ausgedrückt: Sie wird von der bekannten Middle East Development Corporation, dem Bauunternehmen des Saudis Tarek Mohammed Bin Laden, errichtet. Die technische Konzeption wurde bereits der Noor City Development übertragen, einem Architektenbüro mit Sitz im kalifornischen Silicon Valley. Eine neue Stadt namens Madinat an-Noor, das heißt Stadt des Lichts, wird hier entstehen. Sie wird eine Zwillingsschwester am jemenitischen Ufer erhalten. Diese Brücke wird das Gesicht dieser Weltregion noch stärker verändern als Kleopatras Nase.

Seit der Pressekonferenz, die ich per Videokonferenz mitverfolgt hatte, ist nichts mehr durchgesickert. Dabei hatte der für die Projektpräsentation aufgebotene Prunk so manchen der extra aus London, Paris, New York, Singapur, Doha und Abu Dhabi eingeflogenen ausländischen Journalisten schwindeln gemacht. Wer profitiert von dem Manna, das da plötzlich vom Himmel fällt? Und von den Abermillionen, die allein für diese mediale Charmeoﬀensive ausgegeben wurden?

Es ist nicht leicht, auch nur den kleinsten Hinweis zu bekommen. Man misstraut allem und jedem. Man misstraut mir, dem zum Ausländer gewordenen Einheimischen, der obendrein weder Turban noch Bart trägt. Trotzdem brauche ich nur dem Blick eines Hirten, dem ich auf dem Kamm eines Hügels begegne, zu folgen oder die Nervosität des Gepäckträgers – ein Kind mit dem Aussehen eines Greises –, der auf der Außentreppe des Ambouli-Flughafens meinen Koffer nimmt, zu beobachten, um beim einen wie beim anderen die gärende Wut und Frustration zu spüren.

Denise, meine Quebecer Lebensgefährtin, hatte mich gewarnt: Kaum setzt man einen Fuß in diese Gegend, brennt man auch schon darauf, ganz und gar einzutauchen und die

anderen mitzureißen. Willkommen im Auge des Zyklons. In der Wüste des Schweigens. Im Paradies für Neureiche *made in Dubai*.

Seit die amerikanischen Truppen sich hier eingerichtet haben, genießt die kleine Republik Dschibuti neu erwachtes Interesse. Das ehemals verbündete Frankreich droht nicht mehr, sie ihrem traurigen Schicksal – Hunger, Krieg und Vergessen – zu überlassen. Und auch nicht ihren drei ausgegippten und kriegerischen Nachbarn: Somalia, Äthiopien und Eritrea. Frankreich thront weiter in Glanz und Gloria, anstatt neue Impulse zu geben. Mit Depeschen, Studien und Dienstreisen führt es seine Unterminierungsarbeit fort, wobei es in einem fort an seine grenzenlose Großzügigkeit erinnert. Die Bevölkerung betrachtet es lediglich als einen Haufen Bettler. Bettler, die von Mittag bis Mitternacht an der hiesigen Droge hängen.

Und doch gibt es, wie Denise sagen würde, für die Verdammten dieser Erde immer einen Gott. Krieg gegen den Terror, so heißt die Wunderwaffe. Dieser *War on terror*, wie ihn alle US-amerikanischen Leitartikler von der *New York Times* bis zur *San Diego Union-Tribune* skandieren und dabei das neue Credo des Weißen Hauses beim Schopfe packen, hat die Ausgangssituation verändert: Das Unglück der einen sichert den anderen das Überleben. Für die Leute hier ist die veränderte Weltordnung ein Glücksfall. Die neue Doktrin ist das Rückgrat, der Blutfluss, der gleichzeitig das Pentagon, die Wall Street und die Washingtoner K Street mit ihrer hohen Konzentration an Lobbyisten versorgt.

Hier vor Ort sind es nur ein paar Leute, die sich lautstark den Bauch vollschlagen und große amerikanische Flaggen hissen. Die die Muskeln spielen lassen und Afghanen, Palästinenser und Iraker in den Dreck ziehen. Die den warmen Regen die-

ses finanziellen Mannas mit List oder Gewalt für sich allein reservieren. Ich muss zugeben, dass die neue Weltordnung auch meine Ausgangslage verändert hat. Ich war schon im Begriff, Zwangsurlaub zu nehmen und eine Bruchbude im kanadischen La Vallée-de-la-Gatineau herzurichten, bevor ich im Frühjahr wieder meine Stelle als Aushilfsassistent am Labor für digitalisierte Informationsnetze der Montrealer McGill-Universität angetreten hätte. Und jetzt stehe ich mit einem neuen Vertrag da oder, genauer gesagt, mit einer neuen Mission, wie man in unserem Jargon sagt. Der Krieg wartet bekanntlich nicht. Und das hat nicht nur Nachteile. Er kurbelt die Geschäfte an und stählt die Muskeln der Börse. Da der Handel nie ruht, tun es auch die Kampfhandlungen nicht. Immer gibt es neue Märkte zu erschließen, neue Partner zu konsultieren, neue Logos zu entwerfen, neue Achsen zu eröffnen, neue Herren zu beraten. Ich bin ein Glied in dieser transnationalen Kommandokette. Ein kleiner Schattensoldat.

Offiziell heiße ich Dschibril. Aber seit meiner frühesten Kindheit nennt man mich Dschib. *Call me Djib, that's it!* Ich gebe zu, dass das in Nordamerika sehr bequem ist, wo Menschen aus aller Herren Länder zusammenkommen, miteinander arbeiten und sich mit der größten Selbstverständlichkeit austauschen, wobei sie alles, was für die gute Abwicklung der Geschäfte hinderlich wäre, in die Vergangenheit verbannen. Unausprechliche Familiennamen und Identitätsmarker werden zermalmt, vereinfacht, abgekürzt. Das Anderswo und das Gestern sind vergessen. Die Vergangenheit ist tot, es lebe die Zukunft!

*Call me Djib!* Ich habe gelernt, es wie sie zu machen. Kurz, glatt, effizient. Keine Zeit für langatmige historische oder genealogische Erklärungen. Hier aber gibt es ein Gerücht, das mich seit meiner Geburt verfolgt. Demzufolge nennt man

mich Dschib, so wie diese Stadt und dieses schirokkofarbene Land. Ich wurde am 26. Juni 1977, dem Tag vor der Unabhängigkeit, geboren. Ich bin einen Tag älter als die Nationalflagge, die am 27. nach Mitternacht auf einem unbebauten Gelände am Arhiba-Viertel gehisst wurde. Kurz nach Mitternacht stieß Dschamal, mein Zwillingbruder, im Hof der Familie und ohne den Beistand einer Hebamme seinen ersten Schrei aus. Ich, der ich achtundzwanzig Minuten vor meinem Bruder ausgetrieben wurde, war, obschon noch so benommen wie die nichtsnutzige Schnecke in ihrem Schleim, der Erste, der die gehisste Flagge begrüßte. Ich war gesund und weinte laut. Nicht so mein Bruder, der um ein Haar niemals seinen ersten Schrei ausgestoßen hätte. Er trägt noch die Male seiner schweren Geburt: einen länglicheren Schädel und einen schwächeren Körper.

Auf dem sumpfigen Gelände, wo wir früher hinter einem schlaffen Ball herliefen, bis wir völlig außer Puste waren, wurden das größte Fußballstadion des Landes, ein Einkaufszentrum, eine Wohnsiedlung und sogar Villen für die Expats hochgezogen. Ich erinnere mich, dass wir in der ersten Grundschulklasse im Pausenhof ein kleiner Trupp von Kindern waren, die alle am selben historischen Abend geboren waren.

Das alles ist lange her. Ich habe seit meinem Weggang nichts mehr von meiner Familie gehört, und auch nicht von meinem Zwillingbruder, der den Spitznamen »Nummer 28« oder häufiger »Mister 28« trug, weil er achtundzwanzig Minuten nach mir das Licht der Welt erblickt hatte. Ich nannte ihn auch »Kleiner Bruder«, weil das Erstgeburtsrecht in diesem Alter etwas Heiliges ist, auch wenn es nur um eine halbe Stunde geht. Das alles ist lange, sehr lange her. Die Vergangenheit ist tot, es lebe die Zukunft. *Call me*